

Eva-Maria Faber

Ist Konfessionalität zu Ende?

Zum Bedeutungsverlust der Konfessionen

◆ Es ist ein unverkennbares Phänomen unserer Zeit, dass die Bedeutung des konfessionellen Christentums zurückgeht. Vor allem junge Menschen haben kaum noch einen Sinn und ein Verständnis für ein in konfessioneller Vielfalt existierendes Christentum. Ist das nicht ein Vorteil für die Ökumene? Die Churer Theologin Eva-Maria Faber zeigt in ihrem Beitrag, dass das Ende des Konfessionalismus in der Tat ein Gewinn ist, nicht aber der Verlust lebensprägender Profile des Christseins. Denn in den Konfessionen werden Traditionen und Stile christlichen Glaubens und Lebens gepflegt, die identitätsstiftende Bezugsgrößen darstellen. (Redaktion)

Fred Pierce Corson, Bischof der Methodistischen Kirche in den Vereinigten Staaten und nichtkatholischer Beobachter beim II. Vatikanum, stand in freundschaftlicher Beziehung zu Papst Johannes XXIII. Dieser brachte ihn in einem Gespräch sehr in Verlegenheit, als er ihn unvermittelt fragte: „Corson, mein Freund, was meinen Sie, wie lange die Trennung unter uns Christen noch dauern wird?“ Auf die eher zögerliche Antwort des methodistischen Bischofs reagierte Johannes XXIII. schnörkellos: „Jedenfalls, zwischen Ihnen und mir ist das schon überwunden.“¹

Es ist geradezu verblüffend, wie Papst Johannes XXIII. zu Beginn jener Epoche, in der die römisch-katholische Kirche offiziell in die Dynamik der Ökumenischen Bewegung eintrat, bereits jene Erfahrung vorwegnahm, die heute das Grundge-

fühl einer großen Mehrheit der Christen und Christinnen bestimmt. Mag es auf der Ebene der Kirchenstrukturen und der kontroverstheologischen (für die meisten Menschen aber zuweilen irrelevant anmutenden) Themen noch getrennte Konfessionskirchen geben, in persönlichen Beziehungen fällt es schwer, den unterschiedlichen Konfessionszugehörigkeiten noch Gewicht zu geben. Empfundene Verbundenheit überlagert die Herkunft aus verschiedenen Traditionen, und es wird als künstlich und unangemessen empfunden, in das entdeckte Gemeinsame die Last der alten Grenzen einziehen zu sollen. Im Alltag hat die Konfessionszugehörigkeit immens an Bedeutung verloren, wenn sie nicht gar gleichgültig geworden ist. Hinzu kommt, dass die Konfessionen als solche an Kontur verloren haben. Konfessionelle

¹ Die Begebenheit wird geschildert bei *Léon Joseph Cardinal Suenens*, *Souvenirs et espérances*, Paris 1991, 92: „Un des observateurs, le chef même de l'Église méthodiste, était en relation d'amitié avec Jean XXIII. Il m'a confié lui-même son embarras lorsque Jean XXIII lui demanda brusquement: 'Corson, mon ami, combien de temps comptez-vous que notre séparation entre chrétiens va encore durer?' Après la réponse hésitante du méthodiste, Jean XXIII lui déclara simplement: 'En tout cas, entre vous et moi, c'est fait!'“.

Milieus, Kulturen, Spiritualitäten schleifen sich ab, gleichen einander an, einmal abgesehen davon, dass viele Menschen vor allem der jüngeren Generation nicht mehr wissen, welches überhaupt die konfessionellen Charakteristika sind.

Gewiss liegt dies nicht zuletzt daran, dass die institutionell verfasste Religion im öffentlichen Bereich überhaupt an Bedeutung verloren hat und im privaten Leben für viele Menschen an den Rand ihrer Biografie geraten ist. Dennoch wäre es fatal, den Bedeutungsverlust von Konfessionen schlechthin als Symptom einer Entchristlichung einzuschätzen. Es gehört zu den intensivsten Momenten ökumenischer Begegnung von *engagierten* Christen und Christinnen, trotz unterschiedlicher Konfessionszugehörigkeit eine Gemeinschaft untereinander zu erfahren, welche die Konfessionsgrenzen stark relativiert. Fünfzig Jahre nach dem Konzil trägt die Geschichte des Dialogs und gelebter Ökumene Frucht. Empfundener wird die Dringlichkeit gemeinsamer Anliegen in der heutigen Zeit, nicht zuletzt der Wunsch nach einem gemeinsamen Zeugnis für das Evangelium. Müsste nicht dem faktischen Bedeutungsschwund der Konfessionen ein offizieller Abbau der Konfessionsgrenzen korrespondieren?

Nun tut es nicht gut, der Faktizität unreflektiert nachzugeben und sie ohne weiteres Hinsehen zur Norm zu erheben. Die Wahrnehmung eines Bedeutungsverlustes, ganz gleich, ob dieser gewollt ist oder ungewollt eintritt, lässt es ratsam erscheinen, sich Gedanken darüber zu machen, was hier genau verloren wird, ob und wie der Verlust ein Gewinn ist, und was an die Stelle des Verlorenen treten könnte, sollte oder müsste. Dazu ist eine Klärung vonnöten, was genau jene Konfessionalität ist, die

an Bedeutung verliert. Diesen Unterscheidungs- und Reflexionsprozessen dienen die folgenden Ausführungen, die zunächst den Begriff der konfessionellen Identität differenzieren (1), um auf dieser Basis die Überwindung von Konfessionalismus zu begrüßen (2), im Bereich von konfessionellen Traditionen ein Wegbröckeln, Neuentstehen und gegenseitige Aneignung unaufgeregt wahrzunehmen (3), gleichzeitig aber eine Entwicklung von Lebensstilen als Desiderat anzumelden (4).

1 Differenzierungen: Was ist konfessionelle Identität?

In der Studie „Für die Umkehr der Kirchen“ unterscheidet die Gruppe von Dombes, eine ökumenische Arbeitsgemeinschaft von römisch-katholischen und evangelischen Theologen und Theologinnen des französischen Sprachraums, in hilfreicher Weise drei verschiedene Ebenen von Identität, nämlich christliche, kirchliche und konfessionelle Identität. Leitend ist die These, dass die Treue zu jeglicher Art von Identität Umkehr voraussetzt. Die Gruppe von Dombes will damit auf eine Skepsis gegenüber dem Postulat der Umkehr in ökumenischem Kontext antworten: „Läuft die Umkehr [...] nicht auf eine Verarmung oder auf den Verlust unserer jeweiligen konfessionellen Identitäten hinaus? Können die Kirchen, wenn sie diese Umkehr leben, ihrem Glaubenserbe treu bleiben?“²

Letztlich kommt dabei eine Grundsatzzfrage der Ökumene zum Vorschein. Dient der ökumenische Prozess dazu, die konfessionellen Identitäten allmählich – bzw. möglichst bald – aufzuheben bzw. in eine gemeinsame christliche Identität

² Gruppe von Dombes, Für die Umkehr der Kirche. Identität und Wandel im Vollzug der Kirchengemeinschaft, Frankfurt/M. 1994 [= GD], Nr. 5: 24.

aufzulösen? Unter welcher Hinsicht gilt dies, und unter welcher Rücksicht gilt dies nicht? Geboten ist eine Näherbestimmung des mit „Konfessionalität“ oder „konfessioneller Identität“ Gemeinten.

Gegenüber der *christlichen* Identität, die in der Bindung der Gläubigen an die Person Jesu Christi gründet, und der *kirchlichen* Identität, die als strukturelle Wirklichkeit schärfere Konturen hat, stellen die *konfessionellen* Identitäten eine weitere Konkretisierung dar, welche die Gruppe von Dombes wie folgt bestimmt: „Konfessionelle Identität liegt in einer bestimmten Weise, kirchliche und christliche Identität zu leben, in einer historisch, kulturell und lehrmäßig festgelegten Weise. Sie hat das einer Gruppe von Kirchen eigene ‚Profil‘, die gemeinsame Art, wie diese Kirchen ihre geistliche Besonderheit verstehen“ (GD Nr. 29: 33). Die konfessionelle Identität gibt den konfessionellen Kirchen ein „eigenes geistliches und lehrmässiges Profil [...], das sie von den anderen Kirchen unterscheidet“ (GD Nr. 54: 40).

Dabei lässt sich nicht verkennen, dass die konfessionellen Identitäten durch Bevorzugung bestimmter Aspekte des Christseins und zum Teil durch Abgrenzung entstanden sind. „Abgrenzungen haben teilweise dazu beigetragen, diesen neuen Identitäten Gesicht zu geben und sie tauchen – in bestimmten polemischen Klimata – wieder auf, bis dahin, dass sie manchmal entscheidender zu sein scheinen als die eigentlich evangelischen Aspekte“ (GD Nr. 31: 34). Hier liegt der wunde Punkt konfessioneller Identitäten. Deswegen unterscheidet die Gruppe von Dombes *Konfessionalität* im Sinne der Zugehörigkeit zu einer geschichtlich gegebenen Kir-

che samt dem entsprechenden Verwurzelsein in einem bestimmten geistlichen Erbe von *Konfessionalismus* im Sinne der Verhärtung der konfessionellen Identität.

Rein theoretisch folgt daraus für die Bewertung eines Bedeutungsverlustes der Konfessionen ein sehr einfaches doppeltes Urteil: Es ist wünschenswert, dass die Konfessionen an Bedeutung verlieren, insofern sie ihre Identität einseitig und abgrenzend pflegen. Der Bedeutungsverlust der Konfessionen in dieser Hinsicht ist ein Gewinn an gemeinsamer christlicher und kirchlicher Identität. Es ist jedoch bedauerlich und ein echter Verlust, und zwar für Christen aller Konfessionen, wenn die Konfessionen als Traditionen, die ein geistliches Erbe hüten, an Bedeutung verlieren.

In diesem Sinne formuliert die Gruppe von Dombes ein deutliches Postulat: „Unsere konfessionellen Identitäten sind ein Erbe, innerhalb dessen wir ein evangelisches Unterscheidungsvermögen zu betätigen haben, um daraus alle positiven Werte zu bergen und sie für den Reichtum und die Vielfalt der Kirche zur Verfügung zu stellen und zu verzichten auf ihre sündhafte Dimension. Sie müssen konvertiert, umgewandelt werden“ (GD Nr. 46: 38 f.). Mit ähnlicher Zielrichtung spricht Harding Meyer von einer „Redefinition der Konfessionen im Gespräch“: „eine ‚Redefinition‘, in der die Konfessionen ihre durch wechselseitige Abgrenzung und Polemik verursachten Verengungen und Einseitigkeiten verlieren und füreinander als legitime Ausprägungen christlichen Glaubens, Zeugnisses und Lebens erkennbar und anerkennbar werden.“³

Zur Überprüfung steht nun an, ob der faktische Bedeutungsverlust der Konfes-

³ Harding Meyer, „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“. Hintergrund, Entstehung und Bedeutung des Gedankens, in: *ders.*, Versöhnte Verschiedenheit. Aufsätze zur ökumenischen Theologie. Bd. 1., Frankfurt/M. 1998, 101–119, hier 113.

sionen den hier formulierten Desideraten folgt und der Überwindung der sündhaft geprägten Konfessionalität dient, ohne dass dies auf Kosten der konkret-geschichtlich geprägten Weise, kirchliche und christliche Identität zu leben, ginge.

2 Das Desiderat der Überwindung von Konfessionalismus

Die Enzyklika „*Ut unum sint*“ von Johannes Paul II. prangert mehrfach und in bemerkenswerter Deutlichkeit und Schärfe unökumenische Haltungen an. Sie ist, wie schon das Ökumene-Dekret des II. Vatikanischen Konzils, auf eine Gesinnung der Umkehr bedacht.⁴ In dieser Ausrichtung mahnt sie, „das zur Schau getragene Sich-Gegeneinander-Stellen [müsse] ein Ende haben“⁵.

Der hier kritisierte demonstrativ und polemisch abgrenzend gepflegte Konfessionalismus kleidet(e) sich in unterschiedliche Ausdrucksgestalten. Sie prägte traditionell die theologische Reflexion zumal der klassischen Kontroversthemata und ließ und lässt sich oft nur allmählich überwinden. Sie findet ihren Ausdruck im Verständnis der Kirche und mancher Glaubenslehren und ist in die kirchlichen Strukturen hartnäckig eingewoben, so dass eine Bearbeitung der entsprechenden Probleme vielfach den Vorwurf des Verrats am wesentlich Katholischen, Reformierten oder Lutherischen auf sich zieht. Hier von

größerem Interesse ist die Frage, wie sich solcher Konfessionalismus in den Erscheinungsformen alltäglich gelebten Christentums bemerkbar macht.

Die Zeiten, in denen konfessionelle Feiern als Orte der Demonstration missbraucht wurden, dürften weitgehend vorüber sein. Weder die Fronleichnamsprozession noch das Begehen des Karfreitags als höchster Feiertag wird von der einen Seite noch als Zurschaustellung des konfessionell geprägten Glaubens oder von der anderen Seite als Gelegenheit zu dessen Ablehnung (z. B. durch demonstratives öffentliches und möglichst lautstarkes Arbeiten ...) missbraucht. Humorvoll erinnert Jens Voss, der Karfreitag sei im 19. Jahrhundert zu einem identitätsstiftenden Konfessionsmerkmal der Evangelischen geworden, „mit den bekannten Folgen kleinerer Nickeligkeiten auf beiden Seiten. Bis in die 50er-Jahre, so kann man immer wieder hören, haben Katholiken mancherorts an Karfreitag demonstrativ Wäsche gewaschen und zum Trocknen aufgehängt. Die Protestanten haben dann an Fronleichnam während der katholischen Prozessionen zurückgewaschen und -gehängt“⁶.

Im günstigsten Fall werden solche Anlässe heute sogar ökumenisch gestaltet. Beispiele dafür sind die seit 1996 in ökumenischer Offenheit gestaltete Heilig-Rock-Wallfahrt in Trier oder der ökumenische Kreuzweg, der seit 1995 am Karfreitag auf den Straßen Zürichs begangen wird.

⁴ Vgl. *Eva-Maria Faber*, Von der Mühe konkreter Schritte. Umkehr als Prinzip der Ökumene, in: *dies.* (Hg.), *Zur Ökumene verpflichtet* (Schriftenreihe der Theologischen Hochschule Chur 3), Freiburg/CH 2003, 51–85; *dies.*, Umkehr und Veränderungsbereitschaft. Konstitutive Elemente des ökumenischen Weges, in: *StZ* 230 (2012) Heft 11, 723–734.

⁵ *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz* (Hg.), Papst Johannes Paul II.: Enzyklika „*Ut unum sint*“. Über den Einsatz für die Ökumene. 25. Mai 1995 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 121), Bonn 1995 [= UUS], Nr. 29: 25.

⁶ <http://www.rp-online.de/kultur/kunst/wie-der-karfreitag-evangelisch-wurde-1.2027853> (20.3.2008; zuletzt abgerufen: 31.8.2012).

Andererseits gibt es weiterhin stark konfessionell geprägte Ausdrucksformen des Glaubens, die zwar meist nicht mehr polemisch abgrenzend gegen andere Konfessionen gestaltet werden, aber dennoch Merkmale einer ungesunden Einseitigkeit an sich tragen. Theodor Schneider nennt etwa „die noch immer andauernde Desavouierung der eucharistischen Zeichen durch das Fehlen des Kelches für die Gläubigen und die offenbar weithin selbstverständliche ‚Tabernakelkommunion‘ in der Eucharistiefeier“⁷. Bei solchen Phänomenen ist der kontroverstheologische Ursprung der entsprechenden Akzentuierungen oft gar nicht mehr in Erinnerung. Wohl aber wird ein „Richtig-Katholisch-Sein“ gesucht, das man meint, in konfessionalistischen Gestalten der katholischen Kirche finden zu können. Deswegen gehen die gegenwärtigen Polarisierungen in der katholischen Kirche nicht selten mit einer Rückkehr zu Zerrbildern an sich authentisch katholischer Anliegen einher. Ich verzichte darauf, hier Beispiele von ähnlichen Phänomenen auf evangelischer Seite zu geben. Insofern gibt es jedenfalls in Teilen der Kirchen auch so etwas wie eine Renaissance der Konfessionalität, die auf ein Aufrechterhalten oder Wiederbeleben des Konfessionalismus im oben beschriebenen Sinn hinausläuft.

3 Konfessionelle Traditionen in lebendigem Wandel

Parallel zu einer bewussten Verabschiedung von einseitig und aggressiv abgrenzend praktiziertem Konfessionalismus

vollzieht sich ein Prozess der Veränderung konfessioneller Identitäten, der weder intendiert noch bewusst gesteuert ist. Der hier gemeinte Wandel konfessioneller Kulturen ist als solcher erst einmal neutral zu konstatieren und ohne Prüfung im Detail weder als begrüßenswert noch als bedauerlich einzustufen. Es handelt sich um eine ganz normale Eigenart lebendiger Traditionen jeglicher Art: Die Kontinuität über Jahrhunderte ist verbunden mit oft unbemerkten Diskontinuitäten, in denen Überkommenes in kaum durchschaubaren Entwicklungen auf der Strecke bleibt und andere Traditionen entstehen. Dieser Prozess der Umbildung von Traditionen, den es in allen Kulturen und kirchlicherseits in allen Konfessionen gibt, hat eine nur begrenzt steuerbare Eigendynamik. Der Katechismus der Katholischen Kirche stellt – trotz des oft diagnostizierten Defizits der katholischen Kirche in Sachen Traditionskritik – unvoreingenommen fest, dass kirchliche Traditionen „beibehalten, abgeändert oder auch aufgegeben werden“ können (KKK Nr. 83), bindet dies indes an das Lehramt und erkennt dabei, dass die „lebendige Tradition“ bei allem Bemühen um lehramtlich oder auch theologisch intendierte Reinigung oder Pflege von Traditionen ein Wachstums- und Entwicklungsprozess ist, der (zumindest auch) anderen Faktoren gehorcht. Bezogen auf konfessionelle Traditionen geht es um Phänomene des Wegbröckelns und Wegbrechens, um Vorgänge konfessioneller Durchmischung und wechselseitiger Aneignung wie auch um die Neuentwicklung von Traditionen, die von vornherein ökumenisch eingefädelt sind.

⁷ Theodor Schneider, Die lebendige Überlieferung des Evangeliums und das gefährliche Übergewicht der konfessionellen Traditionen. Zehn Thesen, in: Silvia Hell (Hg.), Die Glaubwürdigkeit christlicher Kirchen. Auf dem Weg ins 3. Jahrtausend. Festschrift für Lothar Lies SJ, Innsbruck–Wien 2000, 71–83, 77.

In einer Zeit konfessioneller Durchmischung der Bevölkerung verwundert es nicht, wenn es Traditionen mit konfessionellen Wurzeln, die dezidiert nur von Angehörigen einer Konfession praktiziert werden (können), schwer haben. In konfessionsverbindenden Familien etwa erfordert eine konfessionell gebundene Frömmigkeitspraxis ein hohes Maß von Überzeugungsarbeit oder Toleranz. Und wen würde es wundern, wenn manche Traditionen an Reiz verlieren, wenn man sie nicht mehr *gegen* eine andere Konfession praktizieren kann.

Dennoch sind konfessionelle Traditionen keineswegs von vornherein zum Absterben verurteilt. Zum einen ist das Bewusstsein gewachsen, dass Verschiedenartigkeit nicht polemisch gegeneinander gewendet werden muss, sondern einen Reichtum darstellt. Gerade in diesem Sinne wird ja das Konzept der „versöhnten Verschiedenheit“, bei all seinen Grenzen, gewürdigt. Zum anderen, und dies ist einer der Faktoren, welcher die Ökumene

über eine bloß versöhnte Verschiedenheit hinaustreibt, ist die Ökumene ein Prozess der wechselseitigen Entdeckungen und der Bereicherung, ein „Austausch von Gaben und Geschenken“ (UUS Nr. 28: 24). Die Umkehr zu ökumenischer Gesinnung hat dazu geholfen, sich den Eigenheiten anderer Konfessionen nicht mehr zu verschließen, sondern gegebenenfalls für deren Rezeption offen zu sein. Öffnung konfessioneller Identitäten bedeutet darum nicht, „die Originalität ihres eigenen Erbschafts zu verlieren, sondern sich öffnen zu können für andere Erbschaften“ (GD Nr. 48: 39). Im Rahmen dieser gegenseitigen Bereicherung kann indes der *konfessionelle* Charakter solcher Traditionen sogar in Vergessenheit geraten. Nicht die Tradition als solche geht verloren, wohl aber ihre Funktion zur Stärkung konfessioneller Identität. So trägt zum Abschleifen konfessioneller Kulturen bei, dass bei der Pflege oder der Wiederentdeckung von Traditionen deren konfessioneller Charakter hintansteht. Eines der auffälligsten Beispiele ist die zeitgenössische Renaissance des Pilgerns, bei der die katholischen Konnotationen der Wallfahrt kaum noch ins Bewusstsein treten.⁸

Schließlich gehört zum Prozess lebendiger Tradition das neue Entstehen von Traditionen, das heute weithin schon in einem ökumenischen Klima und Kontext geschieht. Dies führt dazu, dass viele wachsende Lebensgestalten des Christentums sich von vornherein jenseits der Konfessionsgrenzen ansiedeln oder nur bedingt konfessionelle Prägungen aufweisen. Die Palette reicht von neuem geistlichen Liedgut, über Spiritualitäten und ethische oder diakonische Engagements in christlichem

Weiterführende Literatur:

Gruppe von Dombes, Für die Umkehr der Kirche. Identität und Wandel im Vollzug der Kirchengemeinschaft, Frankfurt/M. 1994.

Dagmar Heller (Hg.), Ein Schatz in zerbrechlichen Gefäßen. Eine Anleitung zu ökumenischem Nachdenken über Hermeneutik. Studiendokument von Glauben und Kirchenverfassung, Frankfurt a.M. 1999.

⁸ Vgl. exemplarisch *Jan Löffeld*, Das andere Volk Gottes. Eine Pluralitätsherausforderung für die Pastoral (Erfurter Theologische Studien 99), Würzburg 2011, 59–72; „Pilgern ist ein Archetyp“. Ein Gespräch mit dem Würzburger Pastoraltheologen Erich Garhammer, in: Herder-Korrespondenz 66 (2012), 178–181.

Geist bis hin zu liturgischen Fei ergestalten wie den Taizégebeten. Die Erwähnung von Taizé führt darüber hinaus zum Phänomen interkonfessioneller, ökumenischer Gemeinschaften, die entweder von vornherein ökumenisch strukturiert sind oder, in einer Kirche wurzelnd, für Christen anderer Konfessionen geöffnet sind. Traditionswandel unter dem Vorzeichen ökumenischer Nähe hat wie von selbst eine Tendenz weg von konfessionellen Eigenheiten hin zu ökumenischen Gemeinsamkeiten.

Die lebendige Tradition im Wandel stellt sich unter ökumenischer Rücksicht als ein Prozess des Absterbens, der gegenseitigen Aneignung und der gemeinsamen Neuentwicklung von Traditionen dar. Dass es solchen Wandel gibt, ist angesichts der Veränderung menschlicher Lebenswelten unabdingbar. Nüchtern zu konstatieren ist jedoch, dass es weder konfessionellen noch nicht-konfessionellen Ausdrucksformen gelebten Christseins gelungen ist, auf die sich verändernden Lebenswelten hinreichend flexible Antworten zu geben. In der Folge ist christliche Lebenskultur für viele Menschen irrelevant geworden. Darum wäre ein bloßer Optimismus, der die bisherigen konfessionellen Traditionen geradlinig in eine für die religiöse Identitätsbildung ebenso leistungsfähige ökumenische Lebenskultur übergehen sieht, fehl am Platz.

4 Die bleibende Herausforderung zu lebensprägenden Stilen

Selbst wer ökumenisch gesinnt ist, wird zuweilen eine gewisse Nostalgie empfinden. Die konfessionellen Milieus mit ihren Traditionen und Prägungen haben zwar Grenzen aufgebaut. Abgesehen von ihrer polemisch-aggressiven Verteidigung hat-

ten solche Grenzziehungen aber den positiven Wert, dem Christsein Konturen zu verleihen. Konfessionelle Traditionen waren „identity marker“, die Zugehörigkeiten stifteten und Verhaltenssicherheit gewährten. Sie prägten das Leben bis in alltägliche Zusammenhänge hinein christlich und gaben gläubiger Lebensgestaltung eine gewisse Selbstverständlichkeit. Hierin liegt der positive Gehalt von Konfessionalität, wie er bereits in den Unterscheidungen der Gruppe von Dombes in den Blick kam. Die Entstehung voneinander getrennter Kirchen, obwohl als solche beklagenswert, hatte also die positive Kehrseite, dass Identifikationsgrößen entstanden sind, welche für das Leben der einzelnen Christen und Christinnen formgebend wurden. Diese Funktion wurde vorher und parallel sicherlich auch durch andere Instanzen wahrgenommen. Zu nennen wären kulturelle und geographische Prägungen durch unterschiedliche Ortskirchen, Ordensspiritualitäten, welche mittels Drittorden über den engeren Kreis hinaus inspirierend wirkten, oder diverse Laienbewegungen. Faktisch waren es im Abendland seit dem 16. Jahrhundert dann aber in erster Linie die Konfessionen, die als zeugnishaft Bekenntnisse geprägte Arten und Weisen, kirchliches Leben zu gestalten, Gottesdienst zu feiern und den Glauben im Alltag zu leben, generierten.

Es ist zu bezweifeln, dass die beschriebenen „Ökumenisierungen“ der traditionellen konfessionellen Lebensstile deren Leistungen vollständig zu kompensieren vermögen. Dies aber ist bedenklich. Ohne Gestaltungen alltäglicher Lebenspraxis, die einen Lebensstil bilden, kann Christsein nicht hinreichend lebensprägend wirksam werden. Zu denken geben die Ausführungen Jürgen Moltmanns zum Werden und Vergehen von geprägten Lebensstilen. „In den großen Umbrüchen der Kultur und in

Lebenskrisen zerfallen Lebensstile, weil sie Erfahrungen und Handlungen nicht mehr prägen können und ihre Orientierungskraft verlieren. Dann entstehen ‚Stilbrüche‘. Ein neuer Lebensstil muss erarbeitet werden, denn ohne Stil und also formlos kann man nicht leben. Man kann ‚sein Gesicht verlieren‘, aber man kann nicht gesichtslos leben.“⁹

Der Bedeutungsverlust der Konfessionen führt zu derartigen Stilbrüchen, die eine behutsame und kreative Bearbeitung verlangen. Erforderlich ist einerseits ein behutsamer Umgang mit den Restbeständen lebensfähiger konfessioneller Konturen, die nicht schlechthin das Verdikt des Nicht-Sein-Sollenden verdienen. Aus guten Gründen sondiert die ökumenische Theologie Einheitsmodelle, in denen die bisherigen Konfessionen ihr Gesicht und Profil nicht verlieren müssen. Allerdings wäre es für den Fortgang der Ökumene gut, wenn das, was bisher als „konfessioneller Stil“ galt, in nicht-konfessioneller Weise reformuliert werden könnte. Faktisch verfällt die Rückbesinnung auf das konfessionelle Proprium ansonsten doch immer wieder in konfessionalistische Tonlagen.

Jenseits konfessioneller Traditionen ist es andererseits dringlich, neue christliche

Lebensstile hervorzubringen. Hier erweist sich, wie dringlich in der römisch-katholischen Ekklesiologie die Frage danach ist, wie sich Ortskirchen und Verbände von Partikularkirchen „unbeschadet der Einheit des Glaubens und der einen göttlichen Verfassung der Gesamtkirche ihrer eigenen Disziplin, eines eigenen liturgischen Brauches und eines eigenen theologischen und geistlichen Erbes“ erfreuen können (LG 23). Nach dem Bedeutungsverlust der Konfessionen bedarf die wachsende ökumenische Gemeinschaft – gewissermaßen im ökumenisch motivierten Rückgriff auf die kulturprägenden Instanzen vor dem 16. Jh. – anderer identitätsstiftender Bezugsgrößen. Es braucht einen „Fächer der Stile“ (H.U. von Balthasar). Dass solche Lebensstile in einer Zeit der Individualisierung nur in einem radikalen Plural existieren, wäre ein anderes Thema.

Die Autorin: *Eva-Maria Faber*, geb. 1964, *Studium der katholischen Theologie in Münster, Toulouse und Freiburg i. Br.*, 1992 *Promotion*, 1998 *Habilitation*. Seit 2000 *Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Theologischen Hochschule Chur*. Seit 2007 *Rektorin der Theologischen Hochschule Chur*.

⁹ Jürgen Moltmann, *Kirche in der Kraft des Geistes*. Ein Beitrag zur messianischen Ekklesiologie (Kaiser-TB 61), München ²1989, 302.